

CHRIS MEYER

DER
SCHLA
CHTER

THRILLER



ullstein



ullstein

Tom Bachmann und sein Team vom BKA Meckenheim werden von der Polizei in Bornheim bei Bonn angefordert. Unter einer Plane, mitten auf dem Marktplatz, liegt ein Toter. Dem verstümmelten Leichnam ist ein Stück aus dem Bauch chirurgisch entfernt worden. Es ist die Tat eines Killers, der mehr sucht als den Kick des Tötens. Tom holt einen Experten für Kannibalismus ins Team, auch wenn alle hoffen, dass dies nicht die Motivation des Killers ist. Dann finden sie eine zweite Leiche, wieder verstümmelt, wieder sind die Schnitte am Fuß fachmännisch ausgeführt. Nichts scheint die Opfer zu verbinden. Ausgerechnet jetzt wird Tom von seiner Vergangenheit eingeholt, und das Töten geht weiter.

CHRIS MEYER fasziniert die Frage, warum ein Mensch zum Serienmörder wird. Die Thriller mit Tom Bachmann sind eine Annäherung an die Psyche der Killer und der Opfer. Die geschilderten Taten sind erschreckend oft dichter an der Realität, als man hofft. Mit Familie und Hund lebt Chris Meyer in Köln, ein schöner Ort, um Abstand zu finden.

Von Chris Meyer sind in unserem Hause bisher erschienen:

Der Blutkünstler
Der Zoom-Killer
Der Follower
Der Schlachter

CHRIS MEYER

DER
SCHLA
CHTER

THRILLER

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage September 2024

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2024

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data

Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: © FinePic®, München

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Kepler Std

Druck und Bindearbeiten: Scandbook, Litauen

ISBN 978-3-548-06640-0

Prolog

Es war warm im Zimmer, bestimmt dreißig Grad. Wie immer hatte er die Heizung voll aufgedreht. Aus den Boxen dröhnte Depeche Modes »Can't Get Enough«, und er tanzte voller Enthusiasmus durch den Raum, warf seine Arme in die Luft und schwang seinen Kopf hin und her. Sein nackter Körper glänzte, und seine Haare waren klatschnass. Aber er tanzte so ausgelassen, wie er schon lange nicht mehr getanzt hatte.

»Los, komm, tanz mit mir!« Grinsend wackelte er mit den Hüften, sodass sein Penis gegen die Oberschenkel schlug. Tänzelnd ging er auf sie zu, wobei er sich immer wieder um sich selbst drehte.

Regungslos saß sie im Sessel und starnte ihn mit offenem Mund an.

»Das kannst du nicht ausstehen, stimmt's?« Lachend drehte er sich vor ihr hin und her. Er wusste, wie sehr sie sein Tanzen hasste. »Jetzt komm schon! Lass uns tanzen! Stell dich nicht so an.« Er packte ihren Arm und

zog sie hoch. »I just can't get enough«, sang er ihr ins Ohr und schleuderte sie schwungvoll durch den Raum. Seine Kraft war zu viel für den schmalen, zerbrechlichen Körper. Als sie gegen die Wand schlug, konnte er trotz der lauten Musik hören, wie ihre Rippen brachen. Eine stach durch die Haut des Brustkorbs nach außen, der Arm, an dem er sie festhielt, war merkwürdig verdreht, was ihn einen Moment irritierte. Noch mehr störte ihn, dass sich die Haut ihrer Hand durch den schwungvollen Tanz gelöst und er nun ein Stück davon an seinen Fingern kleben hatte.

»Verdammtd.« Angeekelt versuchte er, die gräuliche Haut abzuschütteln. »Das ist ja widerlich.«

Der Song war zu Ende, und die Musik verstummte. Mit hasserfüllter Miene stand er vor ihr und blickte auf ihren verfallenen Körper.

»Meine Güte, bist du hinüber. So kaputt war ich nie, auch wenn du es dir oft gewünscht hast.« Er ging in die Knie, umfasste ihren Unterkiefer und bewegte ihn auf und ab, als würde sie sprechen. »Aber ich liebe dich doch!«, imitierte er ihre Stimme.

Er musste laut lachen.

Im nächsten Augenblick zuckte er zurück, als er die Maden sah, die aus ihrem Mund krabbelten. Angewidert stieß er ihren Kopf von sich und stand auf.

Wie hatte das passieren können? Er hatte doch darauf geachtet, dass weder Fenster noch Tür jemals offen standen. Er hielt die Heizung immer schön aufgedreht, damit der Körper alle Flüssigkeiten verlor und langsam

austrocknete – wie ein guter Schinken. Anfangs hatte alles geklappt wie geplant, die Körperflüssigkeiten waren schnell verdunstet, und ihre Haut hatte sich zusammengezogen und war nachgedunkelt. Dann hatte er sie im Buchenrauch mit Tannenzapfen und getrockneten Weinreben bei 27 Grad geräuchert, wie man das bei einem Schwarzwälder Schinken machte. Warum nur hatten die Maden trotzdem den Weg in ihren Mund gefunden? Verdammte Drecksviecher.

Es war allerhöchste Zeit, »sie« loszuwerden. Er musste sich von ihr trennen, es ging einfach nicht mehr. Lange genug war sie bei ihm gewesen. Irgendwann hatte alles ein Ende.

Er blickte abschätzend auf ihren vertrockneten Körper. Es sollte kein Problem sein, ihn in die große Sporttasche zu zwängen und unbemerkt aus dem Haus zu bringen. Vielleicht würde er das schon morgen erledigen. Jetzt hatte er keine Zeit. Er musste nach unten. In den Schlachtraum.

Die glänzende Schlachterschürze aus Gummi hing an dem Haken neben der Tür. Er band sie um seinen nackten Körper, dann trat er zu den Fotos an der Wand. Männer. Er betrachtete das erste Foto in der Reihe.

»I just can't get enough«, sang er leise und lächelte. Freudig schnappte er sich das lange Schlachtermesser und den Wetzstahl, dann sah er den Mann auf dem Foto genussvoll an. »Für dich mache ich es extra scharf.«

- 1 -

Das ungewöhnliche Geräusch war das Erste, das Frank wahrnahm, als er langsam aufwachte. Es tat in seinen Ohren weh, so unangenehm war es. Aber schon im nächsten Augenblick zog der Schmerz in den Handgelenken seine gesamte Aufmerksamkeit auf sich und drängte alles andere in den Hintergrund. Stechend, als würden seine Gelenke von Messern traktiert. Es war kaum auszuhalten, und das Bedürfnis, seine Hände wegzu ziehen, wurde übermächtig. Aber er konnte sie nicht bewegen, keinen Zentimeter. Er bemerkte das Blut, das ihm übers Gesicht, in Augen und Mund lief und das ihn daran hinderte, zu verstehen, wo er war. An der Decke machte er eine schwache Glühbirne aus, sporadisch flackerte sie und tauchte alles in ein schmutziges, dunkles Gelb. Es fiel ihm schwer zu atmen, den beißenden Gestank nahm er trotzdem wahr. Die Luft roch nach Blut, Schweiß und irgendwie faulig-süß nach Verwesung. Als wäre er direkt in der Hölle.

Wo um Himmels willen war er?

Frank neigte seinen Kopf vorsichtig nach hinten und versuchte, an seinen Armen hochzublicken. Seine Hände hingen merkwürdig verdreht in dicken Kabelbindern, die an einem Haken an der Decke befestigt waren. Sie waren bläulich verfärbt und dick geschwollen. Erst jetzt nahm Frank wahr, dass er in der Luft hing und seine Füße den Boden nicht berührten.

Er stöhnte auf vor Schmerzen und versuchte gleichzeitig, einen klaren Gedanken zu fassen und die letzten Stunden zu rekapitulieren. Was war passiert? Wie ist er hierhergekommen?

Es war ein normaler Arbeitstag gewesen. Seine finanzielle Lage war schwierig geworden, und er hatte einige Krisengespräche führen müssen, aber unterm Strich war es ein normaler Tag. Gegen Abend hatte er sich zu Fuß auf den Heimweg gemacht, weil das Wetter so schön war und er noch ein bisschen Bewegung brauchte. Mindestens zehn Kilo wollte er abnehmen, am liebsten mehr, weshalb er sich so viel wie nur möglich bewegte und den Wagen immer öfter in der Tiefgarage seiner Immobilienfirma stehen ließ. Er erinnerte sich, dass er den Umweg durch den Park genommen hatte, der abends zwar menschenleer war, aber als nicht sonderlich gefährlich galt. Das hatte er schon oft gemacht, bei gutem Wetter eigentlich immer. Was sollte ihm auch passieren? Wer raubte schon einen Hundertkilotypen wie ihn aus?

Bei dem Gedanken an sein Gewicht schmerzten

seine Handgelenke noch mehr. Die Last, die sie tragen mussten, war zu viel.

»Hilfe! Ist hier jemand? Ich brauche Hilfe!« Es kostete ihn seine ganze Kraft, die Worte in einer halbwegs hörbaren Lautstärke über die Lippen zu bringen. Das Blut in seinem Mund ließ ihn husten, was die Schmerzen in seinen Händen noch schlimmer machte.

Es musste im Park passiert sein, kurz bevor er zurück auf die Straße wollte. Da war dieser Mann gewesen, kleiner als Frank selbst und viel schlaksiger, jedenfalls sah er ihn so vor sich. Freundlich hatte er Frank angesprochen und nach Feuer gefragt, obwohl er gar keine Zigarette in der Hand gehabt hatte. Da hätte Frank misstrauisch werden müssen, wer fragt denn nach Feuer, wenn er keine Kippe in der Hand hat. Aber der Typ hatte überhaupt nicht gefährlich gewirkt, im Gegenteil. Eher seriös und unscheinbar.

Das Letzte, woran er sich erinnern konnte, war dieses Grinsen, das sich in so etwas wie Hass veränderte, als Frank ihm kein Feuer geben konnte. Danach erinnerte er sich an nichts mehr. Hatte der Schmächtige ihn hierhergebracht? An diesen Haken unter der Decke gehängt?

Das Blut in seinem Gesicht musste von einer Kopfwunde stammen, jedenfalls war nichts davon an seinen Armen, wie er nun erkennen konnte. Sie waren nackt, wie auch der Rest seines Körpers. Als Frank sich seiner Nacktheit bewusst wurde, fing er an zu zittern. Vor Kälte und Angst. Und wie immer in seinem Leben, wenn ihn

die Angst überkam, war die Wut nicht weit weg. Was war das hier für eine kranke Scheiße? Wollte sich hier ein Perverser an ihm austoben? Den Typen würde er fertigmachen!

Frank spürte, wie das Adrenalin durch seinen Körper rauschte und ihn für einen Moment sogar den Schmerz vergessen ließ. Er brüllte los, zerrte mit aller Kraft an seinen Fesseln und schrie immer weiter, als sie keinen Millimeter nachgaben.

»Niemand kann dich hören.«

Erschrocken zuckte er zusammen. Die Stimme kam wie aus dem Nichts, schien keiner Person zu gehören, jedenfalls konnte er niemanden sehen.

»Mach mich los, verdammt, was soll das?! Wo bist du, Scheißkerl?!« Franks Stimme überschlug sich fast, so laut schrie er. »Mach mich endlich los!«

Dann glaubte er, ein amüsiertes Kichern zu hören. »Du brauchst dich nicht so anzustrengen. Wirklich, kein Mensch kann dich hören. Sonst hätte ich dich doch nicht hierhergebracht.«

In der Stimme waren so viel Hohn, Spott und Kälte, dass es ihn erschaudern ließ. Frank spürte, wie die Panik in ihm wieder die Oberhand gewann. Er musste sich beruhigen, sonst würde er keinen klaren Gedanken fassen können. Also versuchte er, seine Atmung zu kontrollieren und das Zittern zu unterdrücken.

»Was ... was willst du?«

»Was ... was ich will?«, äffte der andere ihn nach und kicherte erneut.

Wer war dieses Schwein? Die Stimme des Mannes kam ihm nicht bekannt vor, weckte keinerlei Erinnerungen.

»Wer bist du?«

»Ist das denn wichtig?«

Da war es wieder, dieses sonderbare Geräusch, das er nicht einordnen konnte. Es kam aus derselben Ecke, in der sich der Unbekannte verborgen hatte, klang merkwürdig metallisch, als würde – ja, als würde er etwas schleifen.

Plötzlich trat der Unbekannte aus der Dunkelheit hervor, und jetzt konnte Frank in dem schwachen Licht erkennen, woher das Geräusch kam. In der linken Hand hielt er einen Wetzstahl, in der rechten ein langes Messer. Schwungvoll, geradezu professionell, fuhr er mit der Klinge über den Wetzstahl, um sie zu schärfen.

»Was willst du? Was willst du?!« Franks Brüllen wurde schwächer, obwohl er sich bemühte, so laut wie nur möglich zu schreien. Gleichzeitig versuchte er, nach dem Mann zu treten, wodurch die Schmerzen in seinen Handgelenken noch unerträglicher wurden.

Kopfschüttelnd sah der andere ihn an. Dann legte er Messer und Wetzstahl auf einen Metalltisch, nahm eine daumendicke Stahlkette, die sich auf dem Tisch befand, schläng sie schwungvoll um Franks Beine und zog sie fest. In Sekundenschnelle befestigte der Unbekannte die Kette an einem Haken im Boden und zog sie straff.

Jetzt hing Frank lang gestreckt und nahezu bewegungsunfähig vor ihm. Durch die Streckung vergrößer-

te sich der Druck auf seine Handgelenke, und für einen Moment wurde ihm vor Schmerzen schwarz vor Augen.

Sein Peiniger nahm erneut das Messer und testete mit einem vorsichtigen Fingerstreich die Schärfe der Klinge. Reflexhaft zuckte er zurück, als seine Haut sofort nachgab und etwas Blut hervorquoll. Er nickte zufrieden.

»Geht durch Fleisch wie durch Butter. Das macht es deutlich leichter.«

»Bitte ... bitte«, brachte Frank leise stöhnend hervor. Seine Stimme versagte, Schmerz und Todesangst ließen ihn kein weiteres Wort über die Lippen bringen. Er versuchte, sich zu winden und seinen Fesseln zu entkommen. Vergebens.

Der Unbekannte drückte auf eine Fernbedienung. Musik dröhnte aus einem Lautsprecher, und Frank erstarrte. War das Depeche Mode? War das nicht der Song von ...

Er konnte den Gedanken nicht zu Ende bringen. Der andere stand jetzt ganz nah vor ihm und strich fast zärtlich über Franks Bauch. Die Klinge berührte seine Haut, nur leicht, aber es reichte, dass sie blutig aufplatzte.

Frank spürte noch, wie ihm die eigene Pisse das Bein runterlief, als der andere zustach. Und während er vor Schmerzen in die laute Musik hineinschrie, musste er beobachten, wie ihm der andere ein handgroßes Stück Fleisch aus dem Körper schnitt.

-2-

Der Marktplatz wurde von der Straßenbeleuchtung nur in ein spärliches Licht getaucht. Im Oktober ging die Sonne jeden Morgen etwas später auf, und als die ersten Händler um sechs Uhr in der Früh ihre Stände aufbauten, war es noch dunkel. In anderthalb Stunden öffnete der Wochenmarkt, aber die ersten Kunden kamen meistens schon früher. Einige Händler hatten sich darauf eingestellt. In Bornheim, einem kleinen Ort zwischen Bonn und Köln, kannte man sich, und Frida Schlömer wusste, dass sie und ihr Mann sich beeilen mussten.

»Die alte Frau Berger kommt meistens schon vor sieben«, rief sie ihrem Mann Jost zu. »Und wir haben noch nicht mal Strom!«

»Ich bin dran, ich bin dran!«, ächzte ihr Mann, der verzweifelt versuchte, ein dickes Stromkabel mit seinem Metzgerstand zu verbinden, um das Kühlsystem startklar zu machen. »In den Anschluss ist Wasser ge-

kommen. Ich muss das erst trockenlegen, sonst fliegt uns die Sicherung um die Ohren.«

»Dann mach mal!«

»Mach ich doch!«

Frida Schlömer seufzte und begann schon mal, die frische Ware aus dem Transporter zu räumen. Sie hatten heute eine Menge Wild im Angebot, was meistens ein Garant für gute Umsätze war. Obwohl die Kunden ständig nach Bioware fragten, waren nur die wenigsten bereit, die entsprechenden Preise zu bezahlen. Mit dem Billigfleisch aus dem Discounter konnten sie mit ihrem qualitativ hochwertigen Fleisch preislich nicht mithalten. Und das machte sich jedes Jahr stärker bemerkbar. Die Umsätze sanken, die Kosten für die Herstellung stiegen. Ein schwieriges Geschäft.

Aber Wild lief gut, es war kein alltägliches Fleisch und kam bei den meisten eher zu besonderen Anlässen auf den Tisch, für die man bereit war, einen höheren Preis zu zahlen. Und die Kunden konnten beruhigt sein, dass es nicht aus der Massentierhaltung stammte und die Tiere ein Leben in Freiheit geführt hatten.

Frida Schlömer schleppete eine rote Plastikkiste mit Hirschwurst aus der eigenen Herstellung zum Stand. Vom Transporter mit der Ware waren es vielleicht fünfzig Meter, die sie damit über das Kopfsteinpflaster zurücklegen musste. Nicht viel, aber mit einer schweren Kiste auch nicht wenig, wie ihr schmerzender Rücken ihr schnell mitteilte. Und ständig musste sie irgend-einem Hindernis ausweichen. Überall standen die Ge-

rätschaften der anderen Händler herum, lagen Planen und Werkzeug, die für den Aufbau benötigt wurden und zum Teil schon am Vorabend auf dem Platz abgestellt worden waren. Im Kopf bestückte Frida schon die Auslage. Wild links, Biofleisch mittig, herkömmliche Ware rechts.

»Aua, verdammt!«, schimpfte sie, als sie irgendwo hängen blieb und fast die Kiste hätte fallen lassen. Sie war auf etwas Weiches getreten, hatte das Gleichgewicht verloren und war mit dem Fuß umgeknickt, der nun heftig schmerzte. Wahrscheinlich eine tote Ratte, vermutete Frida. »Scheißviecher!«

Die Nagetiere hielten sich immer in Marktnähe auf, und sie waren für Frida kein Grund, sich zu fürchten. Aber sie sollte den Kadaver besser wegräumen. »Wat moss, dat moss«, murmelte sie, schließlich war es nicht gerade verkaufsfördernd, wenn die Kundschaft eine tote Ratte vor dem Fleischerstand sehen würde.

Seufzend stellte sie ihre Kiste ab, ging in die Hocke und zuckte im nächsten Augenblick erschrocken zusammen.

»Ach du Scheiße ...«, murmelte sie, als sie die bleiche Hand sah, die unter der Plane hervorschaute. »Jost? Jost!«

»Ich hab's gleich, ich hab's ja gleich! Eine Sekunde!«, rief er gestresst zurück.

»Jetzt komm doch mal! Hier ist ... ich glaub, hier liegt einer!«

»Was?«

»Ich glaube – ach warte.«

Vielleicht ein Obdachloser, ein Betrunkener oder ein Junkie, der die Nacht im Schutz der Plane verbracht hat, dachte Frida Schlömer.

Sie atmete tief durch, dann zog sie beherzt die Plane zur Seite und schrie im nächsten Moment laut auf. Bestimmt ein Dutzend Ratten rasten hektisch in alle Richtungen davon und gaben den Blick frei auf ihre Mahlzeit.

»Jost!!!« Ihre Stimme überschlug sich fast.

»Ich bin ja schon da! Was schreist du denn so ... oh Gott.«

Jost Schlömer hielt sich fassungslos eine Hand vor den Mund und starrte auf den Toten, der vor ihnen lag. Er war nackt, in seinem Bauch klaffte eine große Wunde. Die Genitalien fehlten, auch die Ohren, Nase und Lippen. Jost Schlömer schrie genauso laut wie seine Frau.

-3-

»Ein Toter auf dem Markt, klingt nach einem normalen Leichenfund. Warum hat die Polizei uns angefordert?« Tom Bachmann saß auf dem Beifahrersitz, während seine Kollegin Ira Sokolov den Wagen konzentriert und schnell steuerte.

»Weil die Kollegen vor Ort meinen, dass es kein normaler Fund ist.«

»Wir sind eine Sondereinheit ...«

»... für außergewöhnlich grausame Fälle, die einer besonderen Geheimhaltung bedürfen«, zitierte Ira die Abteilungsdefinition. »Sie können davon ausgehen, dass die Kollegen wissen, was für ein Team Sie leiten, Tom.«

Tom streckte seinen Rücken. Iras Anruf hatte ihn erreicht, als er gerade zu seinem täglichen Lauftraining das Haus verlassen wollte, und ihm fehlte die mangelnde Bewegung.

»Kennen Sie Details?«, fragte er.

»Nein. Der Kollege sprach von einer stark verstümmelten Leiche und vermutet eine sadistische Tat. Er klang wirklich alarmiert.«

Ira lenkte den Wagen durch Bornheim, Richtung Marktplatz, und stoppte kurz vor der Polizeiabsperzung. Tom stieg aus, zeigte einem uniformierten Polizisten seinen Ausweis und ging gemeinsam mit Ira zu dem weißen Zelt, das über der Leiche aufgebaut worden war. Drei Kriminaltechniker in weißen Schutzanzügen machten Fotos, sammelten Spuren und nahmen Proben vom Fundort der Leiche. Ira reichte Tom Plastiküberzieher für die Schuhe.

»Sie haben ja wahrscheinlich keine dabei.«

»Sie wissen, dass ich die Dinger immer vergesse, und ich weiß, dass Sie immer extra welche für mich einstecken. Danke, Ira.«

»Sie sollten sich nicht dauernd auf mich verlassen.« Ira schlüpfte in ihre Plastikschorner. »Manchmal vergesse auch ich was.«

»Hab ich noch nicht erlebt.«

Ein grauhaariger Mann in Lederjacke und Jeans kam auf sie zu.

»Hauptkommissar Beetz vom KK 11 Bonn.«

Ira reichte ihm die Hand. »Sokolov, Kriminalrätin Sonderdezernat BKA Meckenheim. Mein Chef, Tom Bachmann.«

Beetz nickte Tom anerkennend zu. »Ich hab schon eine Menge von Ihnen gehört.«

»Ich von Ihnen nicht.« Kaum hatte er den Satz aus-

gesprochen, merkte Tom, dass er missverständlich sein könnte. »So meinte ich das nicht«, sagte er deshalb und lächelte kurz.

»Ja. Klar.« Beetz führte sie ins Zelt. »Ist leider kein schöner Anblick.«

Tom blickte auf eine nackte, männliche Leiche, die in Embryonalhaltung auf dem Kopfsteinpflaster lag. Das Gesicht, oder das, was davon übrig war, schien eine einzige blutige Masse zu sein. Im Genitalbereich sah es nicht besser aus. Die Hände des Toten waren merkwürdig verdreht, Tom betrachtete die sichtbaren Fesselungsspuren an den Gelenken, die große klaffende Wunde am Bauch.

»Was können Sie uns schon sagen?« Ira zog sich Plastikhandschuhe über und reichte Tom ein Paar.

»Eine Marktfrau hat den Toten gefunden. Reiner Zufall, eine Hand guckte unter der Plane hervor. Ein paar Stunden später, und der Platz wäre voll mit Leuten gewesen«, antwortete Hauptkommissar Beetz. »Nicht auszudenken, was dann hier los gewesen wäre.«

Einer der Kriminaltechniker kam auf sie zu, durchsichtige Plastikbeutel mit Laub und Erdresten in der Hand, die er in eine Tasche unweit der Leiche packte.

»Emser, Rechtsmedizin Kripo Bonn«, stellte er sich vor. »Ich nehme an, das BKA übernimmt die Obduktion?«

Tom nickte. »Die Spurenauswertung auch.«

»In Ordnung.«

»Todeszeitpunkt?«, fragte Ira.

»Ich konnte eine Körpertemperatur von sechsundzwanzig Grad feststellen«, antwortete Emser.

»Also etwas mehr als zehn Stunden tot.«

»Gut dreizehn«, korrigierte Tom seine Kollegin. »Der Körper verliert 0,8 Grad pro Stunde.«

Ira warf ihm kurz einen missbilligenden Blick zu und wandte sich dann wieder an Beetz und Emser. »Der Auffindeort ist nicht der Tatort?«

»Wir haben keine Blutspuren gefunden«, antwortete Emser. »Allerdings sind wir noch nicht ganz fertig. Auch der Todeszeitpunkt wird sich hinsichtlich der niedrigen Nachttemperaturen sicherlich noch spezifizieren lassen«, fügte er mit Blick auf Tom hinzu.

»Mögliche Tatwerkzeuge wurden ebenfalls nicht gefunden«, fuhr Beetz fort. »Hier liegen eine Menge Planen und Werkzeuge rum, wir werden uns das alles genau anschauen, ob die Leiche damit Kontakt hatte.«

»Ich glaube nicht, dass Sie da Spuren finden.« Tom ging in die Hocke und betrachtete die Leiche aus der Nähe. »Ein öffentlicher Auffindeort. Der Tote liegt bestimmt nicht zufällig hier. Da wollte jemand, dass der Mann gefunden wird.«

»Und so jemand will selbst nicht gefunden werden, schon klar«, sagte Beetz. »Wir werden trotzdem alles überprüfen.«

»Natürlich.« Tom sah in das verstümmelte Gesicht des Toten. Trotz des vielen Blutes konnte er erkennen, dass die Wunden unregelmäßig waren, die Haut an den Rändern zerfetzt. Die Augenhöhlen leer, Nase und Oh-

ren fehlten, auch die Lippen waren verstümmelt. Sein Blick wanderte in den Bauchraum. Hier schienen die Wundränder gerade, und eine größere Menge an Gewebe fehlte, während im Genitalbereich wieder ähnlich gewütet worden war wie im Gesicht. Tom fragte sich, ob die große Bauchwunde die Todesursache gewesen war. Das würde Nina Brinkhaus, die Pathologin des BKA, bei der Obduktion schnell herausfinden.

»Ist das fehlende Gewebe gefunden worden?«, fragte er.

»Nein, bisher nicht«, antwortete Hauptkommissar Beetz. »Aufgrund der massiven Verstümmelungen hielt ich es für angebracht, Sie in den Fall einzubeziehen. Mir ist so ein Sadismus, ehrlich gesagt, noch nicht untergekommen.«

»Ob die Verstümmelungen alle auf eine sadistische Tat zurückzuführen sind, wird sich noch zeigen«, meinte Tom. »Aber ohne Frage wurde hier jemand sehr grausam getötet.«

»Und in der Öffentlichkeit abgelegt«, sagte Ira. »Das macht der Mörder nicht grundlos.«

»Eine gezielte Präsentation der entstellten Leiche in der Öffentlichkeit kann für den Täter ein extra Thrill sein«, sagte Tom. »Und er ist ein großes Risiko eingegangen, um diesen Kick zu bekommen. Nicht unwahrscheinlich, dass er ihn wieder spüren möchte.«

»Sie meinen, er könnte noch mal zuschlagen?«, fragte Hauptkommissar Beetz.

Tom zuckte mit den Schultern. »Pure Spekulation.

Aber aus meiner Erfahrung weiß ich, dass sich ein ausgeprägter Sadismus nicht einfach abstellen lässt. Ein Sadist, der seine Fantasie einmal ausleben konnte, ist in der Regel nicht auf Dauer von einem Erlebnis befriedigt. Die Befriedigung hält für eine Weile an, aber dann braucht er den nächsten Kick.«

Beetz lockerte seinen Kragen. »Du meine Güte.«

»Es war richtig, dass Sie uns angefordert haben.« Ira warf Tom einen kurzen Seitenblick zu. »Wird der Marktplatz videoüberwacht?«

Tom hörte ihnen nicht mehr zu. Er wusste, dass Ira nichts entging und sie alles hinterfragte. Seit sie undercover als Ermittlerin in der Rotlichtszene gearbeitet hatte, war ihr sehr genauer Blick auf alles Ungereimte, auf jede Auffälligkeit noch mehr geschärft. Mit Mitte fünfzig blickte sie auf über dreißig Jahre Polizeiarbeit zurück und war damit eine der erfahrensten Mitarbeiterinnen des BKA. Er schätzte seine zähe und clevere Kollegin, auch wenn er mit ihr menschlich nie warm wurde. Aber mit wem wurde er das schon.

Tom versuchte, sich trotz der brutalen Wunden ein Bild von dem Toten zu machen. Tiefe Falten um die leeren Augenhöhlen. Die Haare grau, die Zähne zum Teil mit auffälligen Goldfüllungen, wie sie heute kaum noch ein Zahnarzt einsetzen würde. Der Mann war groß und hatte eine stämmige Figur. Es dürfte nicht einfach gewesen sein, ihn zu überwältigen.

Tom sah sich um. Der Marktplatz war ein zentraler Platz in dem kleinen Ort. Umgeben von Restaurants und

Geschäften, kaum eine Ecke in dem Städtchen dürfte belebter sein als diese. Wenn er sich die Fassaden der Häuser anschaut, so sahen sie nicht aus, als würden sich viele Wohnungen über den Läden befinden, eher Büros oder Lagerräume.

Wenn der Mann nicht hier auf dem Marktplatz ermordet worden war, musste es einen triftigen Grund geben, warum der Täter ihn hierhergebracht hatte. Er war ein großes Risiko eingegangen, auch wenn er nachts in Bornheim vermutlich nicht mit allzu vielen Zeugen rechnen musste. Aber er musste gewusst haben, dass am Morgen der Wochenmarkt begann und wie früh die Händler ihre Stände aufbauten. Trotzdem hatte er die Leiche über den Platz gebracht und unter einer Marktplane versteckt. Ganz ohne Zweifel, das unnötige Risiko war ihm wichtig gewesen.

Daher vielleicht kein unnötiges, sondern ein notwendiges Risiko, dachte Tom. Es muss dem Täter wichtig gewesen sein, dass man sein Opfer an diesem Ort fand, es muss von Anfang an Teil des Mordplans gewesen sein.

Der Tote lag in unmittelbarer Nähe zu einem Fleischerstand. Die Plane, unter der er lag, gehörte zu einem der größten Gemüsebauern, die hier ihre Waren verkauften. Direkt dahinter bot ein Imker seinen Honig zum Verkauf an.

»Die Befragung der Marktleute hat ergeben, dass der Wagen mit der Plane, unter der die Leiche gefunden wurde, bereits am Vorabend gegen 19 Uhr hier abge-

stellte wurde«, hörte er Hauptkommissar Beetz in dem Moment sagen. »Der Täter hatte also die ganze Nacht Zeit, sein Opfer dort zu platzieren.«

»Ohne Kamerabilder wird es schwierig werden, den genauen Zeitpunkt herauszufinden«, meinte Ira. »Haben die zwei die Leiche gefunden?« Sie zeigte auf zwei Marktleute, die etwas abseitsstanden und mit ernsten Mienen das Geschehen verfolgten.

»Ja. Frida und Jost Schlömer. Wir haben sie bisher nur kurz befragt.«

»Ich spreche mit ihnen«, sagte Tom. »Kümmern Sie sich um den Abtransport? Ich will, dass der Tote so schnell wie möglich auf Ninas Tisch liegt.«

»Geben Sie mir den Kontakt Ihrer Rechtsmedizinerin?«, fragte Emser. »Dann kann ich ihr meine Ergebnisse übermitteln.«

Tom wies nur mit dem Kopf auf Ira und ging zum Metzgerpaar, stellte sich kurz vor und fragte die beiden, was sie gesehen hatten.

»Wir haben gar nichts gesehen«, antwortete Frida. »Wie lange ist der Markt noch unterbrochen? Wir würden gerne mit dem Verkauf beginnen.«

»Tut mir leid, das geht nicht. Ich benötige eine genaue Beschreibung, wie Sie die Leiche gefunden haben.«

»Da gibt es nicht viel zu beschreiben.« Frida Schlömer wirkte genervt. »Hab ich Ihrem Kollegen doch schon alles gesagt. Es waren noch nicht viele Marktleute da, wir sind immer die Ersten hier in der Reihe, die mit dem Aufbau beginnen.«

»Was ist mit dem Gemüsehändler und dem Imker?«

»Die stellen abends schon ihre Sachen ab und kommen dann am nächsten Tag zu einer etwas zivileren Zeit als wir«, antwortete Jost Schrömer.

»Ich war gerade dabei, frische Ware zu unserem Stand zu schleppen, und bin in der Dunkelheit auf die Hand getreten«, fuhr seine Frau fort. »Dann haben wir ihn gefunden.«

»Können wir endlich unseren Stand aufmachen?« Auch Jost Schrömer schien von dem Leichenfund wenig mitgenommen, seine Frage wirkte beinahe aggressiv.

»Meinen Sie das ernst?« Tom sah die beiden nachdenklich an. »Glauben Sie wirklich, bei Ihnen will jetzt jemand Frischfleisch kaufen?«

»Wissen Sie, was wir für Einbußen hinnehmen müssen, wenn wir heute nichts verkaufen können?« Jost Schrömer war blass geworden.

Tom zuckte mit den Schultern. »Sie haben auf dem Markt und davor niemanden gesehen, der sich auffällig verhalten hat?«

»Wir kennen von den Marktleuten jeden«, antwortete Frida Schrömer. »Und viel war noch nicht los. Ich habe überhaupt niemanden gesehen, den ich nicht kannte. Bis auf den Toten.«

»Sie wissen genau, dass Sie ihn nicht kennen?«, hakte Tom nach.

Für einen Moment war die Metzgerfrau sprachlos. Dann warf sie ihrem Mann einen beunruhigten Blick zu. »Er hat recht. Vielleicht kennen wir ihn.«

Jost Schlömer schüttelte energisch den Kopf. »Blödsinn. Glaube ich nicht.«

»Wir kommen noch mal auf Sie zu, wenn wir die Identität des Mannes herausgefunden haben.«

Als Tom zurück zum Auto und zu Ira ging, blieb er nach ein paar Metern stehen und blickte nachdenklich auf den Leichenfundort. Er lag genau zwischen dem Transporter der Schlömers und ihrem Verkaufsstand. Bis auf den Gemüsehändler, der immer nach ihnen auf den Marktplatz kam, musste keiner der Händler dort entlanggehen.

Der Mörder wollte, dass die Schlömers den Toten finden, dachte Tom.

-4-

Lisa reichte ihm eine Tasse Kaffee und setzte sich neben Aaron aufs Sofa.

»Ich habe genug zurückgelegt, um einen Beitrag zur Miete zu leisten.« Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter. »Auch wenn ich im Moment nicht arbeite, ist trotzdem ausreichend Kohle da. Also ich meine *wirklich* ausreichend.«

»Ich weiß. Ist aber nicht nötig.« Aaron legte den Arm um sie. »Du vögelst einen finanziell sehr gut gestellten Mann, falls du das noch nicht wusstest.« Er drückte ihr einen Kuss auf den Mund.

»Du hast Schiss davor, dass es zu ernst wird, stimmt's?« Sie grinste ihn breit an. »Dass wir hier einen auf richtiges Pärchen machen und so, das ist dir nicht geheuer, hm?«

Aaron machte ein gespielt empörtes Gesicht. »Es soll mir nicht geheuer sein, dass eine der besten Profikillerinnen des Landes, ach was, der Welt, seit ein paar

Monaten in meinem Bett schläft? Was für ein Problem sollte ich denn damit haben?«

Lisa lachte auf. »In Ordnung. Sag Bescheid, wenn sich an dem Zustand etwas ändert.«

»Mach ich. Du aber auch. Falls du Berlin und deinen Job irgendwann mal vermissen solltest.«

Lisa stellte ihre Tasse auf den Wohnzimmertisch und blickte auf die zahlreichen Aktenordner, die sich dort stapelten. Bestimmt zwei Dutzend hatten sie aus Dr. Bachmanns Wohnung geholt, nachdem sie die Leiche des Direktors in Säure aufgelöst hatten.

Den Abend seines Todes würden sie niemals vergessen, keiner von ihnen würde das. Sie waren alle zusammen gewesen, Aaron, Lisa, Tommy, Yvonne und Justus. Und natürlich Dr. Bachmann. Sie hatten ihn gemeinschaftlich getötet, wobei Tommy es gewesen war, der seinem Vater den finalen Stich verpasst hatte. Die letzte Säure, die Aaron in seiner Firma noch aufstreiben konnte, hatten sie für den Direktor verwendet und seine Überreste durch die Kanalisation direkt in die Hölle geschickt. Danach hatten sie sich alle umarmt, sogar Tommy hatte die anderen in den Arm genommen. Yvonne und Justus waren noch am selben Abend abgereist, und auch zu Tommy hatten sie seitdem kaum Kontakt gehabt. So befreiend der Tod des Alten für sie alle gewesen war, so war dadurch auch das Band zerschnitten worden, das sie zusammengehalten hatte.

»Erst mal müssen wir uns hier weiter durcharbeiten«, sagte Lisa ernst.

»Müssen wir das wirklich? Warum geben wir das nicht einfach alles Tommy?«

»Weil er die Akten sofort verbrennen würde«, antwortete Lisa. »Er ist überhaupt noch nicht bereit, sich mit seinem Vater und dessen Vermächtnis auseinanderzusetzen.«

»Und wir sind es?«, zweifelte Aaron.

»Ja«, antwortete Lisa mit fester Stimme. »Wir müssen wissen, was er alles getan hat und warum. Wie sollen wir sonst mit der Zeit in diesem verschissenen Horrorheim abschließen?«

Aaron nickte seufzend und nahm einen Ordner. »Gut, machen wir weiter. Was haben wir hier?« Er blickte auf die Beschriftung am Rand. »*Therapieberichte*. Aha.« Aaron schlug den Ordner auf und überflog die erste Seite. »Ah, seine eigenen.«

»Aus der Forensik?«

»Japp. Haben sich ja so einige Therapeuten an dem alten Verbrecher abgearbeitet. Hat er dir nicht auch erzählt, wie er sie sich nach seiner Flucht aus dem Gefängnis besorgt hat?« Aaron las eine Passage aus dem Text vor. »*Es ist von einer psychopathischen Persönlichkeitsstörung auszugehen, bei der sich der Betroffene äußerst manipulativ und skrupellos seinem Umfeld gegenüber verhält. Er lügt gezielt, um seine Mitmenschen auszunutzen, verhält sich verantwortungslos und risikobereit.*«

»Das hätte ich denen auch ohne Therapeuten sagen können.« Lisa blätterte ebenfalls durch eine Akte.

»Hier geht es weiter ... *traumatische Erlebnisse in der*

Kindheit des Patienten werden vermutet ...« Aaron blickte auf. »Ich frage mich, wie viel Tommy davon wissen sollte.«

»Das können wir entscheiden, wenn wir alles gelesen haben. Wobei das eigentlich Tommys Entscheidung ist. Verdammt ...«

»Was ist?«

»Hier.« Sie hielt ihm den Ordner hin. »Der Alte hat akribisch aufgeschrieben, wer von seinen Knastkollegen den Tod verdient hat und von uns erledigt werden muss.«

Aaron würdigte die Liste keines Blickes. »Na und? Wir sind frei, Lisa. Seit dem Abend sind wir frei. Völlig egal, was der Alte für Listen vorbereitet hatte.«

Lisa überflog die Aktenseite. »Wird dir nicht mehr egal sein, wenn du dir die Liste durchliest.« Wieder hielt sie ihm demonstrativ den Ordner vor die Nase.

»Ich will das nicht lesen. Wir haben das beendet, du erinnerst dich? Wir haben ihn umgebracht, weil wir das nicht mehr wollten.«

»Wir wollten nicht mehr seine Marionetten sein«, entgegnete Lisa. »Und das sind wir auch nicht mehr. Gegen das Schlechte zu kämpfen ist grundsätzlich erst mal etwas Gutes. Das hat nichts mit dem Alten zu tun.«

Aaron sah sie skeptisch an. »Wenn wir uns an seine Liste halten, dann bleiben wir seine Marionetten. Selbst nach seinem Tod.«

Lisa seufzte. »Ich verstehe dich ja.« Sie tippte mit dem Zeigefinger auf die Liste und sah ihn eindringlich

an. »Aber Aaron, diese Typen hier, die dürfen nicht leben! Schon gar nicht in Freiheit! Lies es dir doch wenigstens mal durch.«

Aaron presste die Lippen aufeinander. Schließlich nahm er ihr den Ordner aus der Hand, legte ihn auf seine Knie und begann, die Auflistungen und Beschreibungen zu lesen, die der Alte gemacht hatte. Und schon nach wenigen Sekunden verstand er, dass Lisa recht hatte.

-5-

23. Juni 1986

Lisa wusste nicht, was schlimmer war. Der Weg zur Schule oder der Weg von der Schule zurück nach Hause, das nicht ihr Zuhause war und auch niemals werden würde.

Morgens, wenn sie sich fertig machte, kam ihr Großvater ins Bad, immer, jeden Tag. Er setzte sich auf den Badewannenrand und schaute ihr zu, wie sie sich fertig machte, zur Toilette ging, die Zähne putzte und sich anzog. Er suchte ihre Kleidung aus, überprüfte, ob die Unterwäsche an ihrem kindlichen Körper auch richtig saß, nicht zu eng war und irgendwo einschnitt, wie er immer betonte, denn das wäre nicht gut für sie.

Ihre Großmutter war schon seit Wochen nicht mehr aufgestanden, schwach und herzkrank, hütete sie das Bett, und niemand durfte zu ihr. Sie fehlte ihr. Oma war immer lieb zu ihr gewesen, und Lisa betete jeden Tag,

dass sie sich von ihrer Krankheit erholte und bald wieder aus dem Zimmer kommen konnte.

Seit ihrem dritten Geburtstag lebte Lisa nun bei ihren Großeltern, und die Erinnerung an ihre Mutter verblasste immer mehr. Ganz vage sah sie noch die Bilder vor sich, wie ihre Mutter den Strick am Dachbalken festgeknotet hatte. Dann hatte sie ihre kleine Tochter auf den Arm genommen und war mit ihr auf den Stuhl geklettert, hatte sich die Schlaufe um den Hals gelegt und sie angelächelt.

»Gleich macht der Räuber plumps«, hatte sie mit vergnügter Stimme gesagt, und tatsächlich war Lisa kurz darauf auf ihrem Hosenboden gelandet, während die Mutter unter dem Dachbalken baumelte.

Lisa konnte sich noch erinnern, wie die Polizei um sie herumstand und sie dann zu ihren Großeltern brachte. Seitdem lebte sie hier.

Am Anfang hatte sich Oma um sie gekümmert, aber mit der Zeit ging es Oma immer schlechter. Von da an kümmerte sich Großvater um Lisa. Deshalb musste sie sich auch um ihn kümmern. Einmal am Tag. Das hatten sie so ausgemacht. Und wenn Lisa sich die Ohren fest zudrückte und die Augen zusammenkniff, dann sah sie dabei das lächelnde Gesicht ihrer Mutter vor sich und vergaß für einen Moment den keuchenden Großvater.

Nur essen mochte sie nichts mehr, wurde immer dünner, sie war so klein und zerbrechlich, dass man sie auf dem Schulhof einfach umrennen konnte. Die anderen lachten dann immer. Am schlimmsten waren

Maren und ihre beiden Freundinnen, die es auf sie abgesehen hatten. Lisa wusste überhaupt nicht, warum, sie hatte den Mitschülerinnen nichts getan. Aber die riefen ihr hinterher, sie würde zurückgeblieben aussehen und wäre blass wie eine Leiche.

Es stimmte schon, mit ihren sieben Jahren war Lisa wirklich deutlich kleiner als alle anderen in der Klasse. Und ihr Großvater ließ sie auch nie nach draußen, sie musste immer im Haus bleiben, weshalb sie die Sonne nur auf dem Weg zur Schule sah. Trotzdem ärgerte es Lisa, dass die anderen sie deshalb hänselten. Sie konnte doch nichts dafür.

Heute war es noch schlimmer gewesen als sonst. Viel schlimmer. Die Mädchen aus ihrer Klasse hatten sie in die Ecke des Schulhofs gedrängt und verprügelt, immer wieder hatten sie ihr in den Bauch getreten, bestimmt zehn Minuten lang. Erst dann war ein Mann gekommen und hatte die Gewalt beendet. Lisa hatte ihn noch nie zuvor gesehen.

Jetzt saß sie dem Mann gegenüber. Fürsorglich reinigte er ihre Wunden.

»Ich bin Schulpsychologe«, sagte er mit warmer Stimme. »Ich besuche alle Schulen hier in der Gegend, und einmal die Woche komme ich zu euch.«

Sie sagte nichts, war viel zu sehr damit beschäftigt, ihre Tränen zurückzuhalten.

Er lächelte. »Du kannst dich gut beherrschen. Das finde ich toll.«

Lisa zuckte nur mit den Schultern.

»Du solltest dir das nicht gefallen lassen. Ich weiß, du denkst, du kannst nichts gegen die anderen machen, weil sie größer und stärker sind, aber das stimmt nicht.«

»Doch. Ich bin die Kleinsten.« Sie versuchte, mit fester Stimme zu sprechen.

»Aber nicht die Schwächste.«

»Wohl. Guck doch, wie dünn meine Arme sind.« Lisa hielt ihm die dünnen Ärmchen vors Gesicht.

»Aber hier«, er tippte sich gegen die Stirn, »hier bist du viel stärker als alle anderen. Das weiß ich genau.«

Sie wusste nicht, was sie darauf antworten sollte. Was sollte ihr das bringen, wenn sie im Kopf stark war? Damit konnte sie doch keine Schläge abwehren und auch den Großvater nicht wegstoßen.

»Zu Hause hast du es auch nicht so leicht, oder?« Er klebte ihr ein Pflaster auf die Platzwunde an der Stirn.

Lisa nickte zögerlich und fragte sich, woher der Mann das wusste.

»Soll ich dir zeigen, wie du dich gegen die anderen wehren kannst? Gegen die Mädchen und gegen deinen Großvater? Wie alles in deinem Leben besser wird?«

Sie sah in seine Augen. Auch wenn sie nicht so warm waren wie seine Stimme, schenkten sie ihr Vertrauen. Vielleicht auch, weil sie so unbedingt wollte, dass er ihr half.

»Wer bist du?«, fragte Lisa leise und senkte den Blick, weil sie das Blau seiner Augen nicht länger ertragen konnte.

»Ich bin Doktor Rudolf Bachmann«, antwortete der Mann lächelnd. »Und ich werde dir helfen. Versprochen.«

-6-

Tom stand in der Tür zum Obduktionsraum und beobachtete Nina Brinkhaus, die Kopfhörer trug und ihm den Rücken zugewandt hatte. Er wusste, dass sie sich besonders gut konzentrieren konnte, wenn sie während der Arbeit klassische Musik hörte. Ein Klavierkonzert? Er war sich nicht sicher, nur wenig drang über die Kopfhörer nach außen. Langsam bewegte sie ihren schmalen Oberkörper hin und her, offenbar im Takt der Musik. Ihre roten Haare, die sie zu einem Pferdeschwanz gebunden hatte, wippten rhythmisch mit. Plötzlich blickte sie auf und sah seine Spiegelung im Fenster. Lächelnd drehte sie sich zu ihm um.

»Tom«, sagte sie viel zu laut. Er ging auf sie zu und nahm ihr die Kopfhörer ab. »Danke. Ich bin fast fertig. Jedenfalls mit der Obduktion. Die Gesichtsrekonstruktion macht Dr. Kram, dafür bin ich keine Spezialistin.«

»Was hast du bisher herausgefunden?«

Nina streifte die blutverschmierten Handschuhe ab.